

wird gerade die größte dieser Neusiedlungen gebaut: 300 Wohnungen mit Behinderten-, Kinder- und Altenquote sowie Gemeinschaftseinrichtungen. Durch Bürgerinitiativen sind in den letzten Jahren 1.200 ambulante Wohnpflegegruppen entstanden, zumeist in Dörfern und Kleinstädten, die »ihre« Dementen und Alzheimerkranken zu Hause betreuen und so zur »heimfreien Zone« geworden sind.

Alle diese Bewegungen kommen von unten, während Gesetzgeber, Krankenkassen, Pflegeverbände mit ihren institutionellen Eigeninteressen bislang veränderungsresistent sind. Seit Jahren wirbt der – verrentete – Psychiater Klaus Dörner für einen »dritten Sozialraum«: die bewusste Herstellung von Nachbarschaft durch die Wahlverwandtschaft hergestellter Großfamilien. Warum nicht, so fragt Dörner, in jedem Kiez, in jedem Hochhaus eine oder mehrere Wohnungen oder Etagen freihalten, in denen alte Menschen, betagte Singles, Gehbehinderte, Rekonvaleszente oder auch Bettlägerige und Demenzkranke leben können, ohne ihre vertraute Umgebung, ihre Bekannten und Freunde zu verlieren?

Die Bundesinitiative »Daheim statt Heim«, vor fünf Jahren von der Bundes-

tagsabgeordneten Silvia Schmidt gegründet, fordert einen Baustopp für Pflegeheime und die Umwandlung aller Heime in betreute Wohnungen oder ambulante Versorgung. Bislang haben sich Gesetzgeber, Pflegeorganisationen und Wohlfahrtsverbände dieser Idee nicht zugewandt, obwohl eine solche große Reform auf lange Sicht sogar Kosten sparen könnte.

Bürgerschaftliche Initiativen in diese Richtung kommen zumeist aus den gebildeten Mittelschichten. Damit es mehr werden und auch diejenigen erreicht werden, die in den großen Städten verloren gehen, braucht es neben der Bereitschaft der Kommunen, Gebäude für den »dritten Sozialraum« zur Verfügung zu stellen, neben einem Umdenken der Verbände und neuer Finanzierungssysteme, vor allem fantasievolle Organisatoren, nicht zuletzt so etwas wie klinkenputzende Sozialanimateure – Profis oder Amateure. Stellen Sie sich vor, am Tag ihrer Verrentung klingelt es an der Tür und davor steht einer in Ihrem Alter und sagt: »Haben Sie eigentlich schon über ihre Lebenserwartung nachgedacht, also: über das, was Sie noch von Ihrem Leben erwarten? Ich möchte da mit Ihnen über ein Projekt reden...« ■

Hanjo Kesting

Der ungeheure Strindberg – ein Gedenkblatt

Hanjo Kesting

(* 1943) ist Kulturredakteur dieser Zeitschrift. Soeben erschien bei *Wallstein: Grundschriften der europäischen Kultur. Erfahrungen, woher wir kommen.*



August Strindberg ist der größte Name der schwedischen Literatur, eine der erstaunlichsten, ungewöhnlichsten Gestal-

ten der Literaturgeschichte, von verstörender Wirkung auf seine Zeitgenossen. Theodor Fontane, der sich im Alter mit boshafte, aufsässigen Bemerkungen gerade über die »Klassiker« nicht genug tun konnte, formulierte Strindbergs Wirkung mit den Worten: »Ein furchtbarer Mann, aber doch von einem so großen Talent, daß man in seinem Unmut, Ärger und Ekel immer wieder erschüttert wird.«

Der Verfasser des *Stechlin* konnte sich nicht so recht befreunden mit einem Au-

tor, der am Ende des 19. Jahrhunderts wie ein Gewitter über die europäische Literatur kam, darin Nietzsche vergleichbar, der nicht zufällig der Entdecker Strindbergs in Deutschland war. Die beiden haben sogar Briefe gewechselt, und was sie miteinander verband, war das Gespür für die Umbrüche der Zeit, ein verändertes Bild vom Menschen, eine neue Genealogie der Moral, ein wahrhaftiges Verhältnis der Geschlechter, ein psychologischer Tiefenblick, der die Erkenntnisse Freuds vorwegzunehmen schien.

Ein Gigant von europäischer Dimension

Strindberg kam 1849 zur Welt, fünf Jahre nach Nietzsche, sieben Jahre vor Freud. Er war ein Künstler von großer Vielseitigkeit, er schrieb Romane, Erzählungen, Theaterstücke, Mysterienspiele, historische Studien und naturwissenschaftliche Aufsätze, von seinen Tagebüchern und »Blaubüchern« ganz zu schweigen. Auf allen Gebieten hat er Hervorragendes geleistet. Seine Dichtung ist geprägt von ungewöhnlicher Vitalität und einer zuweilen ins Pathologische greifenden Geistigkeit.

Im März 1885 – Strindberg war 37 Jahre alt und auf der ersten Höhe seines Ruhmes, schrieb er an einen Freund, den es zur Literatur zog: »Ein Wort, bevor Du Schriftsteller wirst! Es gibt keinen so rohen, so aller Feinfühligkeit beraubten Beruf wie diesen! Wenn Du wüßtest, wie das Leben aussieht, wenn man sich, wie es der Schriftsteller tun muß, nackt auf seinem Platz ausgezogen hat, wenn man wie ein Vampir das Blut seiner Freunde, seiner Nächsten, sein eigenes aussaugen muß! Brrr! Und tut man es nicht, ist man kein Schriftsteller mehr.« – Typische Strindberg-Sätze. Der Autor stellt sich vor den Spiegel und klagt an: die Gesellschaft, die bürgerlichen Lebenslügen, die Frauen, die Literatur. Er selber leistet den Frondienst der Wahrheit,

indem er sich entblößt. Keiner hat es schonungsloser getan als Strindberg, keiner die eigene Erbärmlichkeit mehr bloßgestellt als er, dabei aber erstaunliche Blicke in die menschliche Seele getan, in die eigene und in fremde. Das wurde ihm gerade in Schweden lange verübelt, auch wenn er unbestritten der größte Autor des Landes war, ein Gigant von europäischer Dimension, in seiner Zeit nur Ibsen, Zola und Tolstoi vergleichbar.

Strindbergs Kritiker – sie waren Legion – haben unverhohlen von »Geisteskrankheit« gesprochen und ihn seiner egomanen Überspanntheit wegen mit van Gogh verglichen. Doch kommt es stets darauf an, *wer* »krank« ist – gerade in diesem besonderen Fall. Karl Jaspers schrieb: »Ob aber Strindberg »geistesgestört« gewesen sei, das so im allgemeinen zu entscheiden, ist ganz nichtssagend ... Strindberg litt an einem bekannten, charakterisierbaren, mehr als zwei Dezennien in seinem Leben erfüllenden Prozeß, den man schizophren, paraphren oder Paranoia nennen kann, ohne daß diese Namen etwas ausmachen...« Olof Lagercrantz, der schwedische Schriftsteller, hat in seiner Strindberg-Biografie die Diskussion des sogenannten »Wahnsinns« schlichtweg verweigert. In Bezug auf das literarische Werk ist stets nur von extremen Situationen eines Autors zu sprechen, der im Übrigen, bei aller Anlage zur Selbstanalyse, nicht durchweg autobiografisch interpretiert werden kann. Und das gilt sogar für den Zyklus der – ausdrücklich so bezeichneten – autobiografischen Bücher, in denen Strindberg – wie man sagt: »schonungslos« – die Geschichte seines Lebens, seiner Seele geschrieben hat.

Der Zyklus beginnt mit dem berühmten Buch *Der Sohn einer Magd* und kulminiert in dem *Plädoyer eines Irren*, dessen originales Manuskript erst 1973 ans Licht kam. Daneben stehen einige fesselnde Romane: der Journalistenroman *Schwarze Fahnen*, der Künstler- und Bohème-Ro-

man *Das rote Zimmer* und der seiner Leichtigkeit und Heiterkeit wegen untypische Roman aus dem Leben der Bauern und Fischer auf den schwedischen Schären: *Die Leute von Hemsø*. Weniger bekannt sind Strindbergs Erzählungen, von denen er über 100 geschrieben hat: historische Erzählungen, solche der Selbstanalyse und Selbstabrechnung, nicht zuletzt viele Geschichten, die im Spannungsfeld der Geschlechter angesiedelt sind. Und natürlich ist Strindberg bis heute ein am Theater viel gespielter Autor: mit seinen Stücken *Fräulein Julie*, *Der Vater*, *Gespentersonate*, *Ein Traumspiel* und *Der Totentanz*, um nur einige Titel zu nennen. Seine Kammerspiele scheinen neueren Theaterkonzeptionen entgegenzukommen, sie werden aber merkwürdigerweise nur selten aufgeführt.

Durch die Höhen und Tiefen der Geschichte

Weniger bekannt sind Strindbergs *Historische Miniaturen*, Prosastücke, in denen er zu zeigen versuchte, wie sich ein bewusster Wille in der Weltgeschichte entfaltet – in der Entwicklung der Menschheit auf eine bessere Zukunft hin. Dabei war die Geschichte dem Autor zunächst »wie ein Räuberroman« vorgekommen. Was man an Schulen und Universitäten über Geschichte lernte, erschien ihm wie eine Kette von Lügen. Im *Blaubuch* schrieb er: »Was die Protestanten Freiheit von Rom nennen, das nennen die Katholiken babylonische Gefangenschaft. Was nützt uns also die pragmatische Geschichtsschreibung, wenn man im voraus weiß, wie das Urteil ausfallen wird? Über *Gott in der Natur* gibt es zahlreiche Bücher – aber wenige nur über das Walten Gottes in der Geschichte. Ansonsten ist alle Geschichte gottlos und wertlos. In unserer Jugend lernten wir, ein Kalif Omar habe die Bibliothek von Alexandria verbrannt, da sie überflüssig sei,

wenn man den Koran besitzt. Das soll jedoch wie so vieles andere eine Lüge sein. Die Idee aber war, wie mir scheint, auf jeden Fall gut!«

Radikaler kann die Verwerfung der Geschichte kaum sein, und man fühlt sich auch in diesem Fall an Nietzsche erinnert, der über »Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben« philosophiert hatte, dabei wenig vom Nutzen und um so mehr von den Nachteilen sprechend. Gleichwohl meinte Strindberg bei seinen historischen Studien ein allgemeines globales Bewegungsgesetz zu entdecken: »das Dasein einer Notwendigkeit (...), die nach den Umständen das Streben des einzelnen begrenzt und die Synthese ausführt (...).« Diese Notwendigkeit versuchte er in den *Historischen Miniaturen* aufzuzeigen. Sein Querschnitt durch die Höhen und Tiefen der Geschichte von der »ägyptischen Knechtschaft« des Volkes Israel bis zum Ende der Französischen Revolution schildert weniger »Sternstunden der Menschheit« im Stile von Stefan Zweig als vielmehr Endzeiten, die Neues ankündigen. Oft ergeben Szenen von äußerster Plastizität das scharfumrissene Bild einer Epoche. Mit wenigen Strichen hingeworfen, wirken die Porträts historischer Gestalten erstaunlich eindringlich und lebendig: Sokrates, Caligula, Nero, Papst Gregor I., Heinrich VIII., Zar Peter, Friedrich von Preußen und Voltaire.

Strindbergsche »Höllenskomik«

Strindbergs Ruhm stand zu Lebzeiten unter dem Schlagwort vom »Kampf der Geschlechter«. Es ist bekannt, dass die Geschlechterthematik damals weithin Konjunktur hatte und der Geschlechterhass auch andere Zeitgenossen entzündete: Thomas Hardy in England, Edvard Munch in Norwegen, Friedrich Nietzsche in Deutschland. Bestimmte Maximen Nietz-

sches scheinen bei Strindberg geradezu ihre literarische Nutzenanwendung und Rechtfertigung zu finden. Die Liebenden seiner Dramen sind immer auch Hassende. Thomas Mann hat es mit den Worten beschrieben: »Wie stark sich in seinen verzweifelten Kampf gegen die bürgerliche Gesellschaft, in der er doch immer nach ›Erfolgen‹ strebt, ein Elementares und Dämonisches mischt, dafür ist das stärkste Beispiel sein Verhältnis zum Weibe, worin die Polemik gegen die modernen Emanzipationsideen die geringste Rolle spielt und eine desto größere der ewige, mythische Todhaß der Geschlechter.«

Durchweg ist das eigene Ich die Quelle seiner Inspirationen, wobei man verschiedene Stufen der Analyse und Verarbeitung unterscheiden kann. Unmittelbar sucht der Schreibende Klarheit über sich selbst in seinen autobiografischen Schriften, am rücksichtslosesten im *Plädoyer eines Irren*; umgesetzt in Handlung und Figuren finden sich seine Erfahrungen im erzählerischen Werk, kulminierend in dem Roman *Schwarze Fahnen*, worin alle männlichen Figuren wie Verdoppelungen des Autors erscheinen; die höchste Stufe der Verarbeitung findet sich im Drama, wo Strindberg seine Figuren auf der symbolisch überhöhten Bühne über die eigenen Erfahrungen argumentieren lässt. Im Hintergrund aber rumort meist die Ehekrise mit Siri von Essen.

Strindberg hatte die Schauspielerin am Stockholmer Theater 1875 als Baronin Wrangel kennengelernt und sie 1877 nach ihrer Scheidung geheiratet. Mehrere Kinder gingen aus der Verbindung hervor. Siri von Essen teilte mit Strindberg sein Exil nach 1882, als die öffentliche Kritik ihn außer Landes getrieben hatte, aber die Ehe wurde mehr und mehr das Ziel von Strindbergs maßlosen Angriffen, persönlichen und literarischen. Sie gipfelten im *Plädoyer eines Irren*, dem Strindberg die Sätze vorangestellt hat: »Dies ist ein schreckliches Buch. Ich gebe es ohne Wi-

derspruch und mit brennender Reue zu. Was hat es entstehen lassen? Das berechtigte Bedürfnis, meinen Leichnam zu waschen, bevor er in den Sarg gesteckt wird.« Bei allen Elementen eines nahezu pathologischen Hasses ist das Buch eine mitreißende, streckenweise berauschte dichterische Lebensdarstellung, von einer Intensität, wie man sie auch bei Strindberg nicht immer findet. Man findet darin die auf Siri von Essen gemünzten Sätze: »Ich will den Gesetzgebern empfehlen, sorgfältig die Konsequenzen zu erwägen, die es mit sich bringt, wenn man Halbaffen, niederen Lebewesen, kranken Kindern, zur Zeit der Menstruation dreizehn Mal im Jahr krank und verrückt, während der Schwangerschaft vollkommen wahnsinnig und für den Rest des Lebens nicht verantwortlich, unbewußten Verbrechern, Kriminellen aus Instinkt, unwissentlich böartigen Tieren die Bürgerrechte zugesteht.« Thomas Mann hat in diesem Zusammenhang das Wort »Höllenskomik« verwendet, womit er etwas viel Tieferes und Schrecklicheres bezeichnen wollte als sogenannten Humor, von dem Strindberg wenig oder nichts besaß. Und dass hinter all dem noch eine weitere, tiefere, auch dem Autor selbst schwer zugängliche Persönlichkeitsschicht vorhanden war, dokumentiert das erst 50 Jahre nach seinem Tod publizierte *Okkulte Tagebuch*.

Für Strindberg war die Geschlechtsliebe der machtvolle natürliche Impuls, der zwei Menschen zueinander treibt, doch im Alltag der institutionalisierten Ehe zerstört wird. In der Mutterschaft sah er die Bestimmung der Frau, und »das Weib von der Natur befreien zu wollen«, war für ihn ein »ebensolches Verbrechen, wie den Mann von ihr freizumachen suchen«; derartige Versuche seien »eine Empörung gegen die Natur, die sich rächen werde«. Gegen die Beschuldigungen und Angriffe, die sogleich von allen Seiten einsetzten, verteidigte sich Strindberg: er habe die Ehe »unter den jetzigen Verhält-

nissen« angegriffen, »die kirchliche und die Galanterie-Emanzipation der Männer« und den Versuch der Frau, »sich vom Kindergebären zu emanzipieren«, nicht aber die Frau an sich: »Sie ist die Mutter, und darum die Herrin der Welt.« Radikale und, wenn man so will, tiefreaktionäre, antiliberaler Gedanken, hinter denen, kaum noch erkennbar, die Vision eines wahren Liebesglücks – durch die Befreiung oder Emanzipation des Mannes – hervorschim- mert.

Franz Kafka notierte im Tagebuch anlässlich einer Strindberg-Lektüre: »Ich lese ihn nicht, um ihn zu lesen, sondern um an seiner Brust zu liegen. Er hält mich wie ein Kind auf seinem linken Arm. Ich sit-

ze dort wie ein Mensch auf einer Statue (...), habe Sicherheit und große Übersicht. Der ungeheure Strindberg. Diese Wut, diese im Faustkampf erworbenen Seiten.«

Literatur zum Thema:

August Strindberg: Bis ans offene Meer. Romane und Erzählungen (Hg. von Angelika Gundlach). Mare, Hamburg 2012, 3 Bde., 656 S., € 68,00. – *August Strindberg: Notizen eines Zweiflers. Schriften aus dem Nachlass*. Berenberg, Berlin 2012, 320 S., € 25,00. – *Friedrich Buchmayr: Madame Strindberg oder Die Faszination der Boheme*. Residenz Verlag. St. Pölten u. Salzburg 2011, 368 S., € 26,90. ■

Sven Hanuschek

Die fabelhaften Erfindungen der Menschheit

Christian Krachts Roman *Imperium*

Sven Hanuschek

(* 1964) ist Germanist und Publizist, unterrichtet Neuere Deutsche Literatur an der LMU München; Bücher zuletzt über Canetti (2005), Heinrich Heines Lyrik (2007), Laurel & Hardy (2010) und Heinar Kipphardt (2012).

Sven.Hanuschek@lmu.de



In den letzten Wochen ist dieser Roman über August Engelhardt, den Vegetarier und Nudisten, der 1902 nach Deutsch-Neuguinea auswanderte und dort eine Kokosplantage kaufte, viel diskutiert worden. Auf der Insel Kabakon bastelte er seine Kokosnuss-Religion – die Frucht, die dem Himmel am nächsten reift, muss unsterblich machen und mit Gott vereinigen. Zusammen mit Freunden schrieb er Traktate und warb um Jünger in Deutschland, und ein paar Bürgerskinder kamen. Auf ihrem Höhepunkt hatte Engelhardts »Sonnen-

orden« etwa 30 Mitglieder, Frauen wie Männer, die sich allein von Kokosnüssen ernährten. Einige waren den Lebensumständen nicht gewachsen und starben, die Inselkolonie war rasch zerstritten und brach auseinander. Engelhardt entwickelte durch jahrelange Mangelernährung zunehmend Wahnvorstellungen, verfiel körperlich, wurde während des Ersten Weltkriegs von den Australiern interniert und starb 1919, mit immerhin 44 Jahren, auf Kabakon.

Christian Kracht benutzt den Lebenslauf und viele Details dieser historischen Figur und seiner Anhänger, überschreitet die Historie aber in der Art von E. L. Doctorow in *Homer & Langley* (2009; dt. in demselben Verlag wie Krachts Roman); so stirbt Krachts Engelhardt erst nach dem Zweiten Weltkrieg, von Lepra geheilt, von US-Amerikanern (Bürgern eines neuen Imperiums) aufgefunden und mit Coca